

# Zürich

## «Ich hatte immer Angst vor meinem Vater»

**Reportage** Jahrelang hat Sara unter häuslicher Gewalt gelitten. Bis sie ins Mädchenhaus Zürich flüchtete – eine schweizweit einzigartige Institution.

Liliane Minor

Im Büro von Maria Mondaca liegen zwei riesige Teddybären auf einem Sofa. Und die ausgebildete Sozialpädagogin überlegt gerade, weitere zwanzig zu bestellen.

Maria Mondaca ist Leiterin des Mädchenhauses in Zürich. Die Stofftiere sind für die Jugendlichen bestimmt, die vorübergehend hier wohnen. «Die Mädchen lieben diese grossen Teddybären, viele schlafen eng umschlungen damit. Manche kaufen ihren Teddy sogar, wenn sie bei uns austreten», sagt die 46-Jährige.

Das Kuschelbedürfnis der jungen Frauen, die hier Schutz suchen, ist verständlich. Das Mädchenhaus ist sozusagen das Pendant des Frauenhauses, einfach für 14- bis 20-Jährige. Wer hierherkommt, hat meist eine leidvolle Geschichte hinter sich. Hauptkriterium für eine Aufnahme: massive häusliche Gewalt.

Schläge, Haare reissen, würgen, Brandwunden zufügen.

Beschimpfungen, ständige Kontrolle, Isolation, Drohungen. Nicht selten: Todesdrohungen.

### Kontakt zu den Eltern nur, wenn die Mädchen wollen

Die Täter sind Väter und Mütter. Hier im Mädchenhaus finden die Jugendlichen Ruhe und Abstand, sie sollen Kraft und Selbstbewusstsein tanken.

Eine dieser Jugendlichen ist die 17-jährige Sara. Sie heisst eigentlich anders, aber ihre Familie soll nicht erfahren, dass sie mit dieser Redaktion gesprochen hat.

Sara ist eine selbstbewusste junge Frau, die erstaunlich reif wirkt für ihr Alter. Kind sein wurde ihr früh ausgetrieben. Sie erzählt von einem Vater, der «ständig Stress machte». Dem sie nichts recht machen konnte, der sie beleidigte, als Lügnerin bezeichnete, tagtäglich aus heiterem Himmel ausrastete. Der jeden ihrer Schritte kontrollierte, ihr Handy trackte.

Liebe oder wenigstens Zuneigung? Gab es nicht. «Für mich war er einfach ein Mann, der bei uns wohnte und mich und meine Mutter terrorisierte», sagt Sara. Das Einzige, wovon sie verschont geblieben seien, sei körperliche Gewalt gewesen.

Sara versuchte sich lange irgendwie zu arrangieren. Und doch: «Ich hatte immer Angst vor ihm. Eigentlich bis heute.» Irgendwann konnte Sara nicht mehr. Sie rutschte in eine Depression, hatte Suizidgedanken, wurde psychiatrisch behandelt. Es war diese Institution, die Sara schliesslich auf das Mädchenhaus aufmerksam gemacht hat. Für Sara war es die Rettung.

Was sie erzählt, ist typisch für die Teenager im Mädchenhaus. «Viele, die zu uns kommen, erleben daheim seit der frühen Kindheit Gewalt», sagt die 32-jährige Sozialpädagogin Anja Hutter, die seit einem Jahr im Mädchenhaus arbeitet. «In der Pubertät kommt es oft zu einer weiteren Eskalation, welche die Mädchen schliesslich in die Flucht treibt.»



Das Mädchenhaus bietet ein geschütztes Umfeld. Teddybären spielen hier eine wichtige Rolle. Fotos: Rahel Zuber

Auch Anja Hutter heisst eigentlich anders. Ihren richtigen Namen dürfen wir in diesem Text aus Sicherheitsgründen nicht nennen. Genauere Ortsangaben müssen ebenso geheim bleiben. Nichts darf Rückschlüsse darauf erlauben, wo sich das Mädchenhaus befindet. Das gilt auch für die Fotos. «Der Schutz der Mädchen



### «Der Schutz der Mädchen und der Mitarbeiterinnen hat oberste Priorität.»

**Maria Mondaca**  
Leiterin Mädchenhaus Zürich

und der Mitarbeiterinnen hat oberste Priorität», sagt Leiterin Mondaca. Sie ist die Einzige, die mit vollem Namen Auskunft gibt.

Die Eingangstür der grossen, freundlichen Wohnung irgendwo in Zürich, die sieben jungen Frauen Platz bietet, ist mit einem neutralen Namen beschriftet. Die Nachbarn wissen von nichts. «Das Haus ist zum Glück recht anonym», sagt Maria Mondaca. Kommen Handwerker vorbei, werden vorher die Ämtli-Pläne abgehängt, damit niemand einen der Namen lesen kann.

Beim Eintritt ins Mädchenhaus müssen die jungen Frauen sogar ihr privates Handy abgeben und erhalten ein anderes Gerät mit neuer Telefonnummer. Zu gross ist die Gefahr, dass sie, so wie Sara, getrackt werden. Oder dass die Eltern sie anrufen, weinen, betteln, drohen, locken. Im Mädchenhaus sollen die Jugendlichen selbst bestimmen können, ob und wie oft sie Kontakt zu Mutter, Vater und anderen Angehörigen haben.

Aus diesem Grund sind es auch Mitarbeitende, welche die Eltern zuerst informieren, dass ihre Tochter vorerst nicht mehr heimkommt. Die Eltern erfahren nur,



dass sich ihr Kind in einer sicheren sozialpädagogischen Institution befindet und dass sowohl Kinderschutzbehörde (Kesb) als auch Polizei informiert sind. Jede weitere Zusammenarbeit mit den Eltern läuft dann über die Kesb, erklärt Mondaca. «Wir sind nur für die Mädchen da.»

### 14 Anrufe an einem Tag – und nur ein freier Platz

Brauchen die jungen Frauen Dinge von daheim wie zum Beispiel Kleidung, so müssen die Eltern diese an einem neutralen Ort, etwa einem Büro der Kesb, deponieren. Die Mädchenhaus-Mitarbeiterinnen durchsuchen die Sachen, bevor sie sie den Mädchen aushändigen. «Manchmal finden wir Tracker in den Kleidern», erzählt Mondaca, «öfter aber kleine Geschenke oder Briefe, in denen die Eltern versichern, es werde nun alles besser.» Diese erhalten die Mädchen ausgehändigt.

Wirklich besser wird es aber selten, wenn die Mädchen wieder heimgehen.

Am Tag unseres Besuchs ist keine der Jugendlichen anwesend. Tagsüber sind die Mädchen wenn möglich in der Schule, an ihrer Lehrstelle oder in einem ge-

schützten Tagesprogramm. «In der warmen Jahreszeit ist der Druck auf gewaltbetroffene Jugendliche weniger gross, weil sie öfter rauskönnen», sagt Anja Hutter. Nur vier der sieben Plätze sind besetzt. Doch die tiefe Belegung täuscht.

Im Frühling sah es ganz anders aus. Immer wieder musste das Mädchenhaus Anfragen abweisen; zeitweise schlief eine Jugendliche im Notbett. Mondaca erinnert sich an einen Tag, an dem 14 junge Frauen Schutz suchten. Aber es war nur ein Platz frei. «Die Triage, die wir dann machen müssen, ist hart und tut manchmal weh», sagt Mondaca. «Vielen Betroffenen bleibt bei einer Absage nichts anderes übrig, als daheimzubleiben. Oder in die Psychiatrie zu gehen.»

Alternativen zum Mädchenhaus gibt es nur ganz wenige. In Zürich steht noch das Schlupfhaus zur Verfügung, diese Institution aber nimmt auch männliche Jugendliche auf. Und vor allem ist dessen Adresse bekannt. In St. Gallen existiert eine Notunterkunft, deren Standort zwar geheim ist, die aber nur für 6- bis 16-Jährige gedacht ist. Der Mangel an Krisenplätzen für Mäd-

ANZEIGE

«Studierende und AHV? Mindestbeitrag oder mehr?»



Die Antwort finden Sie hier:  
[www.svazurich.ch/studierende](http://www.svazurich.ch/studierende)

SVA Zürich

chen wie Sara ist auch der Grund, warum Maria Mondaca die Medien in einer Mitteilung diesen Sommer auf das Mädchenhaus aufmerksam gemacht hat. «Es darf nicht sein, dass diese Mädchen daheim ausharren müssen, weil sie nirgends hinkönnen.»

Doch das 1994 eröffnete Zürcher Mädchenhaus ist schweizweit einmalig. Es ist die einzige sichere Unterkunft, die sich ausschliesslich an weibliche und weiblich gelesene Jugendliche richtet. Auch die Mitarbeitenden sind alle weiblich. Das sei wichtig, sagen Mondaca und Hutter. «Unsere Themen sind sehr oft spezifisch weiblich: Sexualität, Umgang mit dem Körper und dem eigenen Aussehen, aber auch patriarchale Strukturen und das Rollenverständnis von Frauen.»

### Mehr als die Hälfte geht nicht mehr heim

Rund fünfzig Mädchen betreut das achtköpfige Team aus Sozialpädagoginnen und Sozialarbeiterinnen pro Jahr. Bei Minderjährigen zahlt in der Regel der Wohnkanton den Aufenthalt, bei 18- bis 20-jährigen Opferhilfe und Sozialhilfe. Das Mädchenhaus ist aber auch auf Spenden angewiesen, weil dennoch nicht alle Kosten gedeckt sind.

Die meisten Jugendlichen bleiben ein, zwei Monate, manche auch deutlich länger.

Gut die Hälfte der jungen Frauen kehrt nach dem Aufenthalt im Mädchenhaus nicht mehr nach Hause zurück, sondern wechselt in ein Jugendheim, eine betreute Wohngemeinschaft oder, seltener, in eine Pflegefamilie. Knapp die Hälfte kehrt zurück zur Familie. Und nicht wenige stehen bald wieder vor den Türen des Mädchenhauses, weil es daheim doch nicht besser geworden ist. «Oft sind die Eltern trotz aller Beteuerungen nicht willens oder fähig, ihr Verhalten zu ändern», sagt Mondaca.

Sara gehört zu den Mädchen, die nicht mehr heimgegangen sind. Sie sei jetzt, ein paar Monate nach ihrem Aufenthalt, immer noch dankbar für die Zeit dort. Hier habe sie endlich gelernt, dass es immer einen Ausweg gebe. Und dass sie Rechte hat. Dass sie sich nicht alles gefallen lassen muss. Sie formuliert es so: «Als Kind habe ich gelernt, wie ich mit meinem Vater umgehen muss, statt ihm zu sagen, wie er mit mir umgehen muss.»

Inzwischen lebt die KV-Lernende in einer teilbetreuten Wohngemeinschaft. Das heisst, dass sie ihr Leben im Wesentlichen eigenständig organisiert, sich aber wenn nötig Unterstützung holen kann. Ihre Eltern sieht sie nur noch sporadisch.

Noch ein paar Monate, dann wird sie 18. Endlich ist sie frei.